

Der königliche Jesus : ein vergessenes Stück des Evangeliums

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-135981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der königliche Jesus.

Ein vergessenes Stück des Evangeliums.

Als sie nach Kapernaum kamen, gingen die Einzüger der Doppeldrachmen Petrus an und sprachen: „Entrichtet euer Meister die Doppeldrachmen nicht?“ Sagte er: „Doch, doch!“ aber wie er ins Haus hineinging, ist Jesus ihm zuvorgekommen und sagt: „Was meinst du Simon: Von wem fordern die Könige der Erde Zölle und Steuer? Etwa von ihren Söhnen oder von den Fremden?“ Als er darauf sagte: „Von den Fremden,“ sprach Jesus zu ihm: „Also sind doch wohl die Söhne frei! Aber damit wir ihnen nicht Aergernis geben, so gehe ans Meer [gemeint ist der See Genezareth, das „Galiläische Meer“], wirf deine Angelrute aus, nimm den ersten Fisch, den du herausziehst, und wenn du seinen Mund öffnest, wirst du einen Stater [ein Stater betrug zwei Doppeldrachmen] finden: den nimm und gib ihn für dich und mich.“

Evangelium nach Matthäus 17, 24—27.

Warum in aller Welt hat man dies Stück Evangelium vergessen? Denn vergessen ist es. Es spielt keine Rolle. Man geht daran rasch, wie in Verlegenheit, vorbei. Und doch ist es von gewaltiger Bedeutsamkeit. Warum denn hat man dieses leuchtende Kleinod mit einem Tuch zugedeckt? Warum hat man dieses wesentliche Stück des Evangeliums vergessen?

Doch machen wir uns zuerst klar, worum es sich handelt. Die Juden zahlten, wenn sie irgendwie noch Gewicht auf die Zugehörigkeit zu ihrem Volke legten, jährlich eine Kopfsteuer an den Tempelschatz, der für das damalige Judentum etwa das bedeutete, was heute die zionistischen Fonds, nur dass er noch viel offizieller und heiliger war. Diese Kopfsteuer betrug zwei Drachmen: in unserem heutigen Geldwert, wenn ich recht berichtet bin, etwa zwei Taler. Mit dem Ansinnen, diese Steuer zu zahlen, gelangen die Einzüger auch an Jesus. Aber nicht direkt. Sie scheinen der Sache nicht zu trauen. Darum machen sie sich an Petrus und fragen ihn, ob sein Meister die Steuer nicht zahle? Sie setzen also voraus, dass er es wirklich nicht tue. Schon das ist bezeichnend. Petrus freilich, der ja hin und wieder etwas zu rasch meint, er sei der rechte Ausleger dessen, was Jesus vertritt und sich darin gewaltig irren kann, antwortet ohne viel Besinnen: „Doch — natürlich, warum denn nicht?“ Aber er trifft damit auch diesmal nicht des Meisters wahren Sinn. Jesus, über seine Antwort beunruhigt (er hat offenbar das Gespräch gehört), kommt ihm zuvor und stellt ihn zur Rede. „Verlangen die Könige der Erde Zölle und Steuer von den Söhnen oder von den Fremden, das heisst: von denen, die nicht ihre Hausgenossen sind, von den Untertanen und Ausländern?“ Wie die Antwort lautet: „Von den Fremden“, erfolgt die grosse Folgerung: „Also sind die

S ö h n e f r e i.“ Es leuchtet im Evangelium das Wort von der herrlichen Freiheit der Söhne Gottes auf.

Was will Jesus damit sagen? Ich will es zu umschreiben versuchen: „Dieser Tempelschatz, dieses Steuerzahlen, ja, dieser Tempel selbst ist etwas sehr Aeusserliches, uns eigentlich fremd Gewordenes. Wir leben in etwas viel Grösserem und Geistigerem, im Reich Gottes, das über alle Tempel hinausgeht und doch mitten unter uns ist, wir sind freie Söhne des Vaters, gehören zu ihm, nehmen teil an seiner Souveränität, haben Hausrecht bei ihm — was sind uns kirchlich-staatliche Ordnungen, Grenzen und Obrigkeiten? Wir gehören einem andern Reiche an. Darum, Simon, hast du die Frage zu rasch beantwortet. Es versteht sich keineswegs von selbst, dass wir die Doppeldrachme zahlen. Eigentlich versteht sich eher von selbst, dass wir sie n i c h t zahlen. Unser Recht, dies zu tun, muss durchaus festgestellt werden. Trotzdem bin ich freilich dafür, dass wir die Steuer zahlen, aber nicht etwa, weil uns dazu eine Pflicht nötigte, sondern einfach nur, um die Menschen nicht wegen einer Nebensache vor den Kopf zu stossen. Wir wollen aus dieser Steuer nicht einen Casus machen. Es könnte ja vielleicht gar scheinen, als ob es uns auf den Geldbetrag ankomme, oder, wenn das nicht, als ob es uns eine wesentliche Sache sei, gegen kirchlich-staatliche Einrichtungen anzukämpfen. Das wäre ein starkes Missverständnis. Dann wären wir wieder nicht Söhne, sondern revoltierende Sklaven. Auch müssen wir, wenn wir nicht einen zwingenden Grund haben, die Steuer zu verweigern, bedenken, dass sie den Andern eine heilige Sache ist und wir müssen doch, wo Gott es uns erlaubt, solche Gefühle schonen. In wichtigen Fällen können und sollen wir es ja nicht. Aber was ist schliesslich Geld? Wächst es nicht an allen Wegen? Kann man es nicht aus dem Wasser ziehen? Du bist ja Fischer, geh an den See und du wirst im Maul des ersten besten Fisches unsere Steuer finden. So sollen wirs mit dieser Steuer halten. Sie soll uns kein Kopf- und Herzzerberchen machen. Die zahlt uns halt der erste beste Fisch — ohne viel Worte!“

Es ist der k ö n i g l i c h e Jesus, der so spricht; es ist königliche Art und Rede. Es ist die Reichsunmittelbarkeit des Sohnes und der Söhne Gottes. Wie ganz anders steht dieser Jesus da, als die ängstliche Gestalt, welche die konservative und reaktionäre Auffassung aus ihm macht. Wie ganz anders ist die Haltung des Meisters als die des Jüngers. Dieser ist auf der Stelle bereit, den Sinn Jesu mit der konventionellen und traditionellen Haltung der Andern zu verwechseln. „Natürlich, natürlich, ein Gottesmann wie mein Meister zahlt doch die Tempelsteuer — er zahlt wenn möglich das Doppelte und Dreifache der Kopfsteuer.“ Das ist richtige (das heisst: f a l s c h e) Jüngerhaltung bis auf diesen Tag. Die Jünger Jesu meinen immer, sie müssten nur noch korrekter, nur noch bra-

ver und eifriger im Herkommen, nur noch gesetzlicher in allem sein als die Andern. So hat Petrus, Jesu Sinn und Gottes Willen wieder ganz in der Weise der Jünger nach Sinn und Willen der Welt deutend, in Cäsarea Philippi zum Meister gesprochen. „Das verhüte Gott, Herr, so was geschehe doch nicht!“ Es ist überall eine unfreie, an Religion, Kirche, frommen Brauch oder auch an die Welt und ihre Ordnungen, Sitten und Bräuche gebundene Art. Zwar könnte diese Jüngerhaltung (das Wort „Jünger“ hier, wie man sieht, überall in verminderndem Sinne genommen!) freilich auch inscheinbare Gegenteil umschlagen, sie könnte das Jüngertum in der revoltierenden und demonstrativen Auflehnung gegen die genannten Dinge zeigen und darin die Freiheit der Söhne kundtun wollen. Auch das ist oft geschehen und geschieht immer wieder. Aber wie wir schon angedeutet haben, ist auch das falsch. Es ist bloss der umgekehrte Handschuh; es ist die Auflehnung des Sklaven oder die Torheit des Kindes im Flegelalter, nicht die reife, ehrfürchtige, liebende Freiheit des Sohnes.

Aber nun noch einmal die Frage: Warum ist dieses Stück des Evangeliums, das doch wahrhaftig bedeutsam genug ist, vergessen worden? Etwa, weil es sich in einem Wunder zuspitzt? Aber das wäre doch ein Missverständnis. Ich bin sonst sicher nicht geneigt, das Wunder aus den Berichten des Evangeliums wegzuerklären, aber in diesem Falle schiene es mir einfach geistlos, von einem solchen zu reden. Ganz sicher will ja Jesus sagen: „Du kannst die Steuer durch Fischen erwerben.“ Er redet paradox, wie er es ja immer tut. Und diese Paradoxie hat im ganzen Zusammenhang, wie ich schon gezeigt habe, einen besonderen Sinn. Warum gibt Jesus dem Simon diese Anweisung? Warum wird dies so ausführlich berichtet, aber dann doch nichts vom Erfolg dieses Fischzuges gesagt? Die Erklärung liegt auf der Hand: Die Worte Jesu wollen eben nicht eine Anweisung auf ein Wunder sein, sondern sind eine königliche Gebärde, die zeigen soll, wie wenig diese Bezahlung der Kopfsteuer bedeuten kann. Es ist darin ein göttlicher Humor. Aber wie dem auch sei, auf alle Fälle steht dieses Stück im Evangelium, steht von alters her darin. Es steht, wie die Theologen sagen, im „Kanon“, in der Urkunde, die für die Gemeinde Christi „Richtschnur“ des Glaubens und Tuns ist. Wahrhaftig, wenn es sich um ein Wunder handelte, so hätte das die Väter nicht gekümmert, im Gegenteil: das Stück wäre ihnen dadurch erst recht wichtig geworden. Das also kann es nicht sein. Was ist es denn? Warum ist es vergessen worden?

Nein, es ist etwas Anderes, und wir stossen damit auf eine fundamentale Tatsache der bisherigen Geschichte der Sache Christi: dieses Stück war der Christenheit — im Grossen und Ganzen — zu frei, zu gross, zu königlich. Um es noch stärker zu sagen: es war ihr zu revolutionär. Das Christen-

tum hat eine andere Richtung eingeschlagen, die konventionelle, weltmässige, kleinselige; es ist aus der Haltung der Söhne in die der Fremden, aus der Art des Meisters in die des Jüngers, aus dem Geist der Freiheit in den Geist der Knechtschaft verfallen. Die revolutionäre Haltung Jesu ist grösstenteils verloren gegangen, an ihre Stelle ist eine ängstlich konservative, ja reaktionäre getreten. Aus diesem Geist heraus hat man Worte wie: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist“ und „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ in den Vordergrund geschoben und hat sie noch dazu knechtelig, untertänig, staatsfromm und reaktionär ausgelegt und jenen Worten Jesu und des Apostels eine Farbe verliehen, die sie ursprünglich gar nicht haben. Man hat das Wort Jesu von Gott und dem Kaiser durchaus zum Vorteil des Kaisers ausgelegt. Ganz gegen den Sinn Jesu. Wenn es für den, der die Bibel ohne reaktionäre — auch ohne revolutionäre! — Brille liest, etwas Sicheres gibt, so doch gewiss das Eine, dass für Jesus und seine Jünger G o t t a l l e i n der Herr ist: „D e i n Name werde geheiligt; d e i n Reich komme; d e i n Wille geschehe auf Erden wie im Himmel; d e i n ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit.“ Das Wort Jesu von Gott und dem Kaiser weist mit ganz deutlicher Ironie auf dieses Oberste und Einzige hin. Nicht umsonst liegt der Nachdruck auf dem zweiten Satzteil: „Und Gott, was Gottes ist“, während das Christentum diese Ordnung umkehrte: „Gebet Gott, was Gottes ist, aber gebet jedenfalls dem Kaiser alles, was er verlangt — und Gott wird wohl damit einverstanden sein, was der Kaiser auch verlange.“ Das Wort Jesu muss durchaus nach jenem andern ausgelegt werden. „Was ist's denn mit dieser Münze? Das ist Geld, nicht wahr? Darauf steht des Kaisers Bild. Das gebet ihm, aber das ist nichts — gebet Gott, was i h m gehört — alles!“ Und das Wort des Paulus? Man hat es schon knechtisch ü b e r s e t z t: „Untertan sein“, „Obrigkeit“, wo es doch heisst: „Unterordnung“, „herrschende Gewalten“. Und man hat es knechtisch ausgelegt, im Sinne eines unbedingten Gehorsams gegen die „Obrigkeit“, den Paulus selbst d e r „Obrigkeit“, die er doch im Auge hatte, niemals geleistet hätte. Denn undenkbar ist, dass er dem Kaiser geopfert hätte, was man ja doch im Namen dieser „Obrigkeit“ unter bestimmten Umständen verlangte. Man verlangte es zum Beispiel von den Soldaten; undenkbar war darum Hunderte von Jahren in den Jahrhunderten, wo man Christus in j e d e r H i n s i c h t a m n ä c h s t e n w a r, dass ein Jünger Christi Soldat würde. Sofort wäre er aus der Gemeinde ausgestossen worden. Es gibt, wo man an den Gott der Bibel glaubt, ein Loch in der Allsouveränität j e d e r irdisch-weltlichen Bindung: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Wenn man das Wort des Apostels noch dazu nicht aus dem Zusammenhang reisst, es im

Gegenteil aus dem Zusammenhang mit den vorausgehenden Kapiteln erklärt, in dem es sonst so fremd zu stehen scheint, und wenn man besonders bedenkt, dass es in das Wort mündet: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“, dann wird überraschend klar, dass der Apostel genau das Gleiche sagt, was der Meister in unserem Text: „Wir sind im Glauben Freie, weil Söhne, aber um der Liebe willen gehorchen wir gewissen Ordnungen — soweit Gott es erlaubt.“ Aber fest steht auf alle Fälle, dass der Jünger u n t e r dem Meister steht (auch Paulus ist oft Jünger in verminderndem Sinn, steht nicht immer auf der vollen Höhe des königlichen Jesus), und fest steht, dass gerade das klare Wort Jesu in dem vergessenen Stück des Evangeliums, das für die Haltung seines i h n v e r s t e h e n d e n Jüngers das entscheidende ist, nach dem jenes andere und alle andern ausgelegt werden müssen.

Darum Schluss mit der konventionellen, unfreien, reaktionären Auslegung der Christenheit! Es leuchte die königliche Haltung Jesu mit der Freiheit der Söhne Gottes wieder auf, sie leuchte e n d l i c h und e n d g ü l t i g auf! Wir sind als Söhne frei, an keine Menschen-gesetze und keine irdische Ordnung gebunden. Wir sind bloss dem Vater selbst verpflichtet; wir gehören s e i n e m Reiche an. Darum schieben wir souverän ein kirchliches oder staatliches Gesetz zur Seite, wenn es Gottes Willen im Wege ist. S e i n e Souveränität steht unendlich hoch darüber. Das muss endlich gelten und klar sein. Also weigern wir, bildlich und wörtlich verstanden, Zoll und Steuer, wenn es gilt, das Recht des Reiches zu wahren. Wir sind Söhne. Das ganze Staatsgötzentum, das zuerst in Jahrhunderten der christlichen Staatsdevotion und dann in solchen der Verweltlichung gross geworden ist und als Weltmoloch Gott verdrängt und den Menschen verschlingt, sei abgetan!

„Aber stimmt das wirklich? Es ist doch in unserem Text nicht von einer Staatssteuer, sondern von einer Kirchensteuer die Rede?“

Antwort: Da haben wir dich, du moderner Staatschrist, in deiner ganzen Pracht. Du meinst natürlich, die Staatssteuer sei unvergleichlich wichtiger als die Kirchensteuer. Aber für den Israeliten war es genau umgekehrt: ihm war die Tempelsteuer unendlich wichtiger als die Zäsarsteuer. Darum muss es heissen: wenn wir sogar einer so heiligen Ordnung gegenüber frei sind, wie viel mehr einer so unheiligen, jedenfalls nebensächlichen gegenüber wie die Staatssteuer — wörtlich und vor allem als Sinnbild eines ganzen Prinzips verstanden! Wie denn auch in den Zeiten, wo das Stück als dauernder Bestandteil ins Evangelium kam, nach der Zerstörung Jerusalems, der Zäsar die Doppeldrachme verlangte.

Nein, es bleibt dabei: wir sind als Söhne Freie! Der königliche Jesus muss wiedergewonnen werden! Vieles, fast alles hängt daran!

„Aber damit wir ihnen nicht Aergernis geben!“ Ja, das bleibt

auch! Das gehört auch zu der königlichen Haltung Jesu. Denn es wäre nicht königlich, widerspräche dem „königlichen Gesetz“ der Liebe (Jakobus 2, 8), wenn wir nun den menschlichen Ordnungen ohne Not Widerstand leisten wollten, bloss um damit unsere Freiheit zu beweisen. Nein, das wäre nicht überlegen, wäre nicht königlich. Es ist überlegen, ist königlich, dass wir sie ehren und befolgen, wo dies nur irgend mit dem höchsten Gebot vereinbar ist. Ja, wir müssen tief ihre relative Heiligkeit empfinden; müssen nicht nur empfinden, wie sie A n d e r n heilig sind, sondern auch, weil sie a n s i c h eine Heiligkeit haben („Denn alle Obrigkeit ist von Gott“). Wie jene königliche Haltung die höchste des Jüngers ist, so ist ihr Missbrauch der schwerste Frevel. Nichts ist tragischer und nichts schuldvoller, als der Missbrauch der Freiheit. Dann erst, wenn wir so stehen, aber dann auch frei und entschieden, dürfen, sollen wir sie beiseite schieben, wo es G o t t gilt, wo Gott selbst mit s e i n e m Gebot auf den Plan tritt. Dann aber im Namen Christi selbst, im Namen s e i n e s Wortes, s e i n e s Evangeliums.

Das gilt alles selbstverständlich nicht bloss von unserer Haltung gegenüber Kirche und Staat mit ihren Gesetzen und Ordnungen, sondern in allen andern menschlichen Beziehungen. Wir sind auch hier überall frei; denn wir sind Söhne. Diese menschlichen Ordnungen sind überall für die „Fremden“. Sie reichen nicht an den Bezirk heran, wo allein der Lebendige und Sein Reich gilt. Sie sind Aussenwerk, sind die Stätte von „Zoll“ und „Steuer“. „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan — durch den G l a u b e n.“ Aber nun verlangt gerade diese königliche Haltung sehr oft, dass wir das an sich Erlaubte n i c h t tun. Es wäre gerade nicht frei, nicht überlegen, wenn wir unsere Sohnschaft in der übermütigen oder trotzigen Hintansetzung von Sitte und Brauch zeigen wollten. Auch hier wieder gilt: Sie sind nicht nur vielen heilig, die wir ohne Not nicht „ärgern“ sollen, sondern sie haben auch an sich eine relative Heiligkeit — sie sind in diesem Sinne „von Gott“. Hüten wir uns, sie ohne Not zu verletzen einer vermeintlichen Freiheit des „Sohnes“ zuliebe, die vielleicht doch nur ein Prachtmantel um den gewöhnlichen Adam mit seinen unerlösten Trieben und Leidenschaften ist! Wieder gilt: Nichts ist furchtbarer als der Sturz Luzifers aus der missbrauchten Sohnschaft. Christi Freiheit gilt, nicht Adams, des wirklichen Jüngers, nicht Luzifers. „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die L i e b e!“ Aber auch hier gilt: dann, wenn wir s o stehen, dann erst recht weg mit allem konventionellen, verheucheltem und verknechtetem Wesen, wenn der allein heilige Gott sich selbst erhebt und spricht!

Der Unterschied dieser Haltung Jesu selbst von der des konventionellen Christentums ist also der: dieses spricht: „Du bist Sohn

und frei im Glauben, aber du sollst dich in der Liebe an die Ordnungen von Religion und Weltreich binden“, jener spricht: „Du sollst in der Liebe auf den Bruder Rücksicht nehmen, auf dass du ihm nicht Aergernis gebest, wo es nicht von Gott aus sein muss, aber du bist im Glauben Sohn und Freier.“ Das aber bedeutet eine Umwälzung von gewaltiger Tragweite. Mit dieser Einschränkung, die doch nur eine Erläuterung und Verschärfung ist, sagen wir: der königliche Jesus muss wieder entdeckt werden.

L. R a g a z.

Theologie und Kirche.

Eine freundschaftliche Antwort.¹⁾

Motto: Würde der Herr Jesus, wenn er jetzt unter uns wandelte, wohl zu einer andern Kleidung als der Laien-Tracht sich entschliessen können?

*

Das kann ich unter allen Umständen nicht, irgend einen besonders zugeschnittenen Rock für das dem Christentum zupassende Kleid zu halten. Nur im Laien-Gewande fühlt sich das Christentum wahrhaft als sich selbst.

*

Christum frei machen zu helfen von der Kirche, das muss in unsern Tagen eine der Hauptbestrebungen der Gläubigen sein.

*

An freier Luft fromm zu sein, das ist's, worauf es jetzt ankommt.
Richard Rothe.

*

I. Der Sinn unseres Gegensatzes.

Ich möchte Herrn Professor Brunner zuerst dafür danken, dass er von dem, was zwischen ihm und uns Andern (ich denke dabei besonders an mich, darf aber mehr oder weniger doch im Namen Vieler sprechen) wohl am meisten strittig ist, auf eine Weise gesprochen hat, die eine völlig unpolemische, rein freundschaftliche, nicht auf Rechthaben und Rechtbehalten, sondern bloss auf Verständigung eingestellte Erörterung möglich, ja verhältnismässig leicht macht. Das soll denn auch das einzige Ziel dieser Antwort sein. Sie will also auch nicht etwa den Versuch machen, über diese beiden gewaltigen Themen: Theologie und Kirche, alles zu sagen, was zu sagen wäre. Es kann sich in diesem Zusammenhang ausschliesslich nur darum handeln, das Problem, und das bedeutet hier also: die beiderseitige Stellung zu Theologie und Kirche, so klar als möglich zu machen, zu zeigen, worin wir übereinstimmen und worin wir vielleicht auseinandergehen, und dann die Frage auf-

¹⁾ Vgl. den Aufsatz von Professor Brunner „Theologie und Gemeinschaft“ im Septemberheft 1929.